

Der Erdbeeribueb

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 29

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 15. Juli

I gseh und gseh's vor Auge.

Don Josef Reinhart.

I gseh und gseh's vor Auge.
Und doch isch's längi Zyt,
Wie 's Mueti i syr letzte Stund
Deheim im Stärb lyt.
Es luegt mi a und seit kei Wort
Und möcht doch öppis säge —
Es luegt mi a — und was es meint,
Isch i de-n-Auge gläge.

I gseh und gseh's vor Auge,
Und doch isch's Johr und Tag,
Wo mir enand bigänet sind
Am Waldsaum hindern Hag:
Es luegt mi a und seit kei Wort
Und möcht doch öppis säge:
Es luegt mi a — und was es meint,
Isch i de-n-Auge gläge.

I gseh und gseh's vor Auge
Und luege 's Chindli a.
Jez isch es ändli doch no wohr,
Was ig erblanget ha:
Es luegt mi a und seit kei Wort
Und möcht doch öppis säge —
Es luegt mi a — und was es meint,
Isch i de-n-Auge gläge —

(Aus „Im grüne Chlee“.)

Der Erdbeeribueb.

Us de Waldoogelzyte von Josef Reinhart.

(In Solothurner Mundart.)

Bizyte hanigs chönne lehre, was Bure heisst: „Uf Bueb! D'Sägeke haut de Mähdere ums Halbe ringer, wenn d'Meisterslüt drbn sy!“ het dr Batter grüeft.

„Uf Seppli!“ het d'Mueter gseit, „lue, d'Morge sunne macht ein roti Baed! Rue, sie chunnt!“

Und wenn der Verch binis Mähder gsi isch, het er g'chriiht, wenn er d'Sägeke vom Träm gno het, lyb-ähnlig wie ne Guggel.

Ig ha mi Gable uf d'Achsle gno und bi au uszoge, im Rütthübel zue. Der Verch und der Batter sy agstange, hei gwekt und g'mäiht, und ig ha nochegworbet. Aber wenn d'Sunne denn hingerm Gummewald ufe cho isch, rot wie ne füürigi Chugele und d'Balmflueh gstanden isch wie im Füür, bini blybe stoh und ha gluegt, wie ei Bärspiz nom anger si füürrot huet ufgleit het und d'Tannegiebel hei aso glikere. Aber der Batter het mi nit lang loh stoh: „Lueg du zu dyner Gable! D'Sunne lauft vo sälber!“ So, wenn me-n-eim d'Auge hätt chönne mache z'folge; aber die si immer wieder uf und drus. Jez dört am Himmel die rote Schöfli, wo zieh sie ächt hi? Jez der erst Vogel im Waldegg obe, jez 's Schachers Mähder, wo g'jodlet hei. Und jez los! jez chöme si d'Stroos füre! d'Erdbeeribuebe und -meitli, und singe der Erdbeeribuebejodel. Sie winke-mer vo der Stroos ufe: Chönnsch au mitcho! Mer göh i d'Stadt? Sie hei ihri Hüetli gschwunge gägemer:

Gäll he! Und hei wyter gjodlet mit ihrne Chrättli um d'Achsle. Ig ha ne nogluegt am Gablestiel, bis me im Wald ähne numme no die rote Chopflümpli vo de Weitscheni gwahret het. Bis der Batter ummegluegt het vo syner Sägeke: „Wottsch öppe lieber Erdbeeribueb si?“

D'Gable het mi schwärer dunkt, und 's isch mer gli, es göh e halbi Ebigkeit, bis ig die wyße Ermel vo der Mueter gseh heig zu de Bäumen use mit em z'Morgehörbli. Denn hanig myni Erdbeeribuebe für ne halb Stung vergässe bi der Röstli zue; aber wenn drno d'Sunne so heiß a d'Gable gschinne het, denn bini wieder mit de Buebe dr Stadtwäg n: „Jez sy si i der Stadt, löse Gald und chönne Süekholz chaufe und Bäredräd, oder si chöme no Syrup über in-e-re Heerechuchi! Und wenn sie denn z'Mittag hei cho sy, 's Stadtwägli us, und ig ha müeke schwäri Schoche verrnke a der Stroos nide: „Wottsch nit au einisch mitcho?“ hei sie grüeft, „das goht lustig, all Lüt düe d'Pfeister uf, wenn mer dur d'Barfüeklerstroos ab der Erdbeeribuebejodel singe, und der Pastellibed am Märetplaz chunnt voruse i syr wyße Chappe, winkt is zueche und wär die schönsten Erdbeeri het, dem git er e Hampfele Multäschli und gählti Runnefüzli bis gnue.

Wir isch's heiß worde, as ig 's Lybli ha müeke-n-ab-zieh, wo die so brichtet hei und drue d'Mulegge usgschlädet hei vo dene guete Mümpfeli.



Frank Buchser: Die Banditenbraut. (Eigentum des Museums in Solothurn.)

Nomittag, wenn mer am Rain ähne 's Hütige g'chehrt hei und ig eleini hingerdrn g'hötterlet bi mit myner schwäre Gable, hanig d'Erdbeeribuebe gseh im Jungbahn zue stopfe. Sie heis gwüßt, as ig d'Gable hätt mögen ewäggrüehre, wo sie ihri lääre Chrättli übere Chopf usgchlungete hei, ob sie i Wald yne sn. Ig weiß nit: aber üsi Mueter het zruggluegt und het glächlet und mer wartet: „Mach jek schön, gäll, chasch denn au mitne goh, wenn mer's Heu dinne hei!“

Aber das isch no lang gange. Sider het der Verch no mänge Morge müeße der Seppli us de Fädere chraihe. — Und wenn d'Buebe mit volle Chrättline ufem Jungbahn cho sn, isch's mer süttigheiß der Rüggen ufcho, sie heigen alli gnoh. 's Chrättli und d'Schnuer dra hanig scho parat gha; numme no ne Hofeschnuer, wie ne rächten Beeribueb, hani gluecht.

Am angere Tag binig uszoge, i Jungbahn mit de Buebe. Ufem Wäg zum Jungbahn hei mer d'Buebe 's Erdbeerisprüchli glehrt, aber i ha ne müeße ne Sack voll Heubirli i d'Hang versprache:

„Heilige Sant Vnt,
Zeig mer, wo nes Pläkli lnt!
Sygs wnt oder noch vo dir!
Zeig's niemerem as mir!“

Und wonigs ha chönne säge, sn mer i Schlag cho, wo über d'Stöck vo de ghaune Tanne 's Spitzgras ufegwachsen isch und a de sonnige Reinli d'Erdbeeristude ufegschlüderet sn.

Mer hei abzellt: „Menige, dänige Doppeldee!“ und bis er' s erst Erdbeeri is Chrättli gwunne het. Der lezt het dörfen ufem Plak blybe. Jek hanig gleitig mys Spruchli gseit. Aber hei Sant Vnt isch cho und het mi zumene Pläkli gfuehrt. Wo niemer cho isch, bini sälber abegchneuet und ha gsuecht. Wo de Buebe het me nit meh ghört; die hei si jede a sym Egge müslistill gha, wenn sie nes Pläkli gfunde hei. I has nit chönne verstoh, und wenn ig ne Schlag gfunde ha, so hanig gjuhget: „Buebe, chömet doch, alls füürzündrot!“ Die hei nit lang lo rüefe,

sn cho und hei mer hulfe mys Weidli läre. So isch cho, as sie d'Chrättli voll gha hei, ab igs nume gspürt ha a der Schnuer. I weiß es nit, i ha gemeint, sie chönne häre. 's Appelungi het gseh, as ig 's Augewasser z'usserisch ha. „Dumme Bueb! mueschs nit usgaggle, wie nes Huehn, wens gleit het. Bhalt's für di und gwünn se sälber!“

I weiß 's nit, ob ig myni Chrättli voll brocht hätt, wenn mer nit no 's Appelungi hätt hulfe sueche. 's isch gsi, wie wens d'Erdbeeri hätt chönne us de Stüdeli chnüle mit syne spiße Fingere. Wos 's zweite Chrättli voll gha het, hani gseit: „Muesch denn es Stüdi Wäihe ha, wenn d'Mueter hachet!“

Ufem Heiwäg hanigs gwahret, as d'Bueben öppis gigelet und gschietet hei: „Het 's Chrättli nit selber gfüllt, het müeße

nes Meitschi dinge.“ Aber sie hei nit Luts gseit. I bi näbenhne zötterlet, ha myni zueu Chrättli a der Schnuer notreit, bi uszoge und ha Schritt gha; ha glunge, zwüschen hülfe flueche, wienigs ghört ha, wenn d'Niele nit hei welle brönne, und ha dur d'Zäng gspeut, wie ne rächten Erdbeeribueb.

Der Hämme, 's Chummers ihre, het mi vo der Syten agluegt mit syner länge Niele im Muul und het mer zuegnütt:

„Chm! jek wärsch glh ne rächte Beeribueb!“ und isch blybe stoh: „wenn jek no z'Märet chönntisch!“

Das isch den angeren ufghulfe gsi: „Ersch no! z'Märet goh! Chumm morn mitis z'Märet!“

I ha der Chopf uf! „Jä, meinet er öppe, i chönnt se nit verchäufte?“ I ha nit gwüßt, wienig ihres Lächle ha selle heiwiese. Aber dä hanig nit welle sn! Sie hei mer der Späc dur 's Muul zoge, sie welle mers säge, wie mes müeß afo, as me se tüür chönn verchäufte. I hane müeße versprache, i well sen as Vaters Chlöpferschiribaum loh. Das het 's Redli gsalbet. Der Hämme het mers vorgmacht: „Lueg, so mueschs mache, 's Hüetli abnäh, chh vorhni, d'Stirne zämezieh und denn säge, wenn öpper a d'Türe chunnt: „Erdbeeri chäufte, schöni rnf! Syt so guet und chäufet das Chrättli: ne chranke Vatter und d'Mueter het feuf chlyni Ching!“

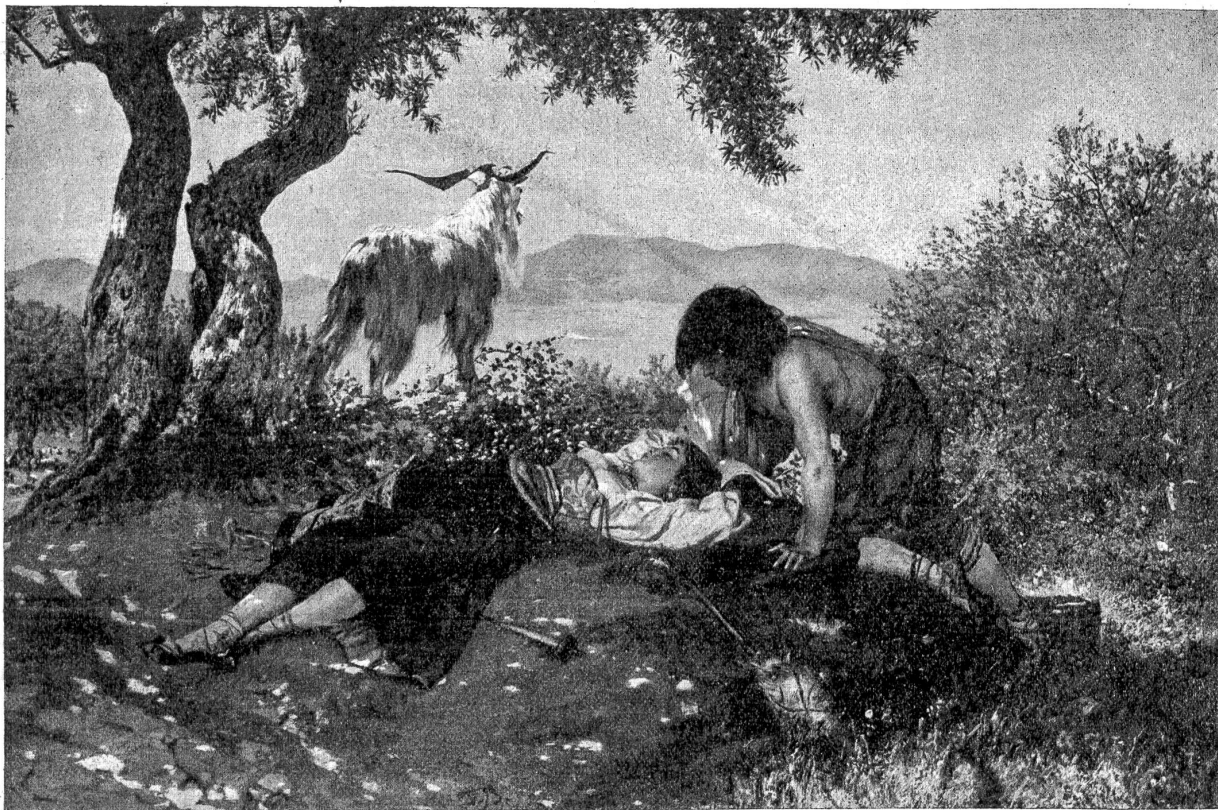
Ig ha ne mit großen Augen agluegt: Jä, der Vatter isch jo nit chranke und mer hei jo nit feuf chlyni Ching!“ Jek hei die afo lache: „Hohohoho! Du gisch dyner Lätng hei rächten Erdbeeribueb, wenn das nit chasch säge!“

Aber i ha der Chopf uf: „D herje! Wenn ig das nit chönnt!“ hanig gseit. „Wohl, so weimer denn morn luege, ob ig myni Chrättli nit abschödm!“

's Appelungi het der Chopf gschüttlet, wo mer vonanger sn: „Bring se du i der Mueter! Sie soll Schnittli mache, und bisch froh, as hei Erdbeeribueb muesch sn!“

Das hanig de nit verstange, und wonig heidho bi, hanis gseit: So und so! Morn gohni z'Märet!

D'Mueter het glachet: „Du und Beeribueb! Do darf eine 's Muul nit im Sack nocheträge und d'Auge nit im



Frank Buchser: Schäferidyll. Original im Kunsthaus Zürich.

Mit Genehmigung der Zürcher Kunstgesellschaft. (Vergl. den Aufsatz über Frank Buchser von Dr. J. Coulin in Nr. 7 der „Derner Woche“.)

Schüchbündteli verstände! Aber item, wenns wottsch ha! 's Geißli chunnt gärrn wieder hei, wenns vorusse i de Nefle gsi isch!

Ig ha z'Nacht im Bett im Chämmerli hinger no einisch probiert: „Snt so guet und chaufet es Chrättli, schöni roti, röst, zuckerfueß!“ Aber 's anger vom chrante Batter und vo de chlyne Chinge hanig nit chönne säge, 's isch mer gsi, i wärd jek scho rot bis über d'Ohren us.

Am Morge bini scho busper gsi, äb der Lerch g'chräiht het; ha mi gwäsch am Brunne und d'Scheitle gmacht vorem Spiegel.

„Bisch Hochzinter worde?“ frogt der Lerch, woner yne chunnt.

I hanem fei Bscheid gäh. Wirdsch es denn scho gwahre z'Mittag, wenns chlingelet ufem Tisch! Drno nes wykes Hemmli, 's Grawättli und 's Sunndighüetli mit em blaue Fäderli druff vomene Heeregägger!

Wo d'Buebe d'Strooß hingerfüre cho sn und ig 's rote Naselümpfli vom Appelungi gseh ha, hanig myni zwen Chrättli umme Hals ghänkt. Ha Wiehwasser gnoh: „Adie Mueter, i goh jek! Chasn bring der denn es Chröml, wenn ig viel löse!“

„Adie Erdbeeribueb! Verchauf nume d'Chrättli nit au no! Süsch chasn morn nümme goh!“

Ig ha nümme zruggluegt: „Dasch au ne Red! Eine däwäg uslache!“ und ha äxtra nümme zruggluegt, woni 's Reinli ab bi.

's het mi dunkt, woni uf d'Strooß zu de Buebe cho bi, sie heigen öppis z'föppele. Wie bi der Mueter hets gwätterleichnet um ihri Muegge.

„Hättsch no grad 's Batters Uhrehötti nghänkt!“ het der Oskari glachet. Jek hanig erst gmerkt, was er meint: wonig die verwäschne Blusli und die blähetete Hösli gwahret ha, wo dene um die brune verchrahete Weinli gwäiht hei.

„Chumm du jek!“ het 's Appelungi grüeft, „du seisch halt denn, d'Mueter heig d'Wärdtighösli i der Wösch!“

Sie hei eis agstimmt, und ig ha au ngsekt, wie wennig scho mängisch mitne wär. Womer zum Sandighlauferwald uschöme und ig der Santurseturn gseh, hets mer afo chrusle unger mym Grawättli und der Hämme lachet über d'Nasle: „Jek Seppli, säg dñs Sprüchli no einisch!“ — Ig ha d'Nasle glüpft, wie wennigs hingertschi chönnt; aber wies afot, hanig nümme gwüht.

Dur d'Barfüegergaß ab hei mer der Erdbeeribueb jodel gfunge. Wohl, die Fänster und Fänsterli sn ufgange wie ne Schyn! Aber 's het mi dunkt, i gspür die Blicke uf mym Hüetli, i ha dänkt: Jek stell di — und richtig, am Märetplatz vorem Pastetebed zue binig i d'Reihe gftange. Aber i ha bös gha: wie ne wyke Chräih hei mi die angeren agluegt, wie wenn sie seite: Was wott dä do? Ig ha mi lo ufedrüde und bi z'legt am Mend z'usserisch am Egge agstange, ha z'erst no vergässe, myni Chrättli abeznäh.

Do ischs losgange, me het 's eige Wort nümme ghört: Erdbeeri chaufe! Dozue Zumpfere! Schöni roti! Hunggsfueß! Hunggsfueß! Schöni Erdbeeri chaufe! Chaufet es Chrättli



Das St. Ursusmünster in Solothurn (1765–1770).

Die St. Ursuskirche, das Wahrzeichen Solothurns, ist das Werk der Italiener G. M. und P. A. Piffoni. Sie ist das schönste Gebäude italienischen Stils, das die Schweiz besitzt. Eine monumentale Treppe führt zum Eingang empor. Die zweigeschossige Fassade mit ihrem antiken Giebel zeigt eine edle Gliederung in edlen Proportionen. Der zierliche Turm tritt gegenüber der aufgetürmten Fassade stark zurück. Das Innere der Kirche trägt den reichen Schmuck des klassischen Barock.

für z'Mittag! Chaufet, chaufet! 's Chrättli nume acht Bäge!“

Z'ringsetum hets grüeft, i ha probiert, wie ne junge Vogel i der Hostet: „Erdbeeri—chaufe!“ Aber 's isch mer gfi, i heig öppis im Hals. Uf eismol stoht e schöni Frau miteme Meitli vorammer: „So?“ seit sie, „was hesch du feil?“ Ig ha gspürt, wie mer 's Bluet i d'Wade cho isch und ha nume das Meitli ghöre gigele vor ammer. I ha nüt chönne säge, ha öppis glächlet und uf d'Chrättli dütet, wie wenig nit chönnt uf feufi zelle: „Chumm du, Meiteli, dä het's Muul verlore!“ Eine näbedra rüeft: „Chaufet bi mir!“ Ig ha ufgschnufet, wie wenig füre ganz Tag müecht Luft ha. Näben amer in die Chrättli glärt worde: sie hei gmärtet: „Nei, mer chöi gwüß feis Feuerli abloh. Süsch balget d'Mueter! Mir hei drum ne Stiefmueter!“

„Se so gib se!“ 's Gälb het g'glingelet! Nimms! nimms! hets mer tönt i de Ohre. Do ischs mer heiß der Rücken ufcho: Nei, jek 's Schüchfieber abegschlückt! Wirdsch d'Chrättli nit welle heiträge. I ha nen Lauf gnoh, wie wens über ne teufe Grabe gieng: „Erdbeeri chaufe!“ Aber i bi fei erschlüpft. Nen alte Herr miteme wyke Chörbli stoht vorammer: „So, wie chunnsch du do hi? Wo chunnsch du härgschneit? Du bisch jo so hoffärtig agleit wie 's Großbure Sohn! Was wottsch du den arme Chinge go der Blaz verspere? Du hesch das nit nötig am Gra-wättli a!“

I hätt möge eini vo dene Stadttube in, wo übere Märetplatz gfloge in. Gottlob het er nüt meh gseit, aber brummet het er, i ha dänkt: wärig numme deheim am Rain, wo si jekt z'Müni nähme: Chäsziper und süeßes Rußwasser.

Dwynen isch aber der Zeiger am Rotturm höher und höher gschnoogget. Die, wo ihri Chrättli no voll gha hei, in de Hüfere no go aträge.

(Schluß folgt.)

Die Freundschaft zwischen Bern und Solothurn.

Von Dr. A. Lechner.

Die Beziehungen des ungleich ältern Solothurn zu der Stadt Bern gehen in gewissem Sinne bis auf deren Gründung oder doch deren Gründer zurück. Schon Justinger weiß um 1420 zu erzählen, daß „des Landes Herren“ die zwei Kinder Berchtolds V. von Züringen mit Gift ermordeten und daß diese im Chore zu Solothurn begraben liegen. Zur Rache für die Untat habe der Herzog die Stadt Bern gefestigt und gefreit. Felix Hemmerlin, der Kanonikus von Zürich, weiß in einer posthum (Basel 1497) erschienenen Schrift des weitern, daß Herzog Berchtold zur Rache das Obstagium (das Einlager, die Gefischaft) eingeführt habe. Das alles ist natürlich bloß unechte Sage, vor allem deshalb, weil Berchtold V. gar keine Kinder hatte, und die Legende wird nicht zur Geschichte dadurch, daß man in Solothurn zu verschiedenen Zeiten, bei einer baulichen Umänderung (1544) der alten und beim Baue (1762) der neuen St. Ursuskirche, im Chor tatsächlich ein Sarglein bezw. ein Sandsteingrab mit den Gebeinen von zwei Kindern und dem Kopfe einer Frau fand, welcher letzterer Fund in Solothurn zu einer Umbildung der Sage in dem Sinne Anlaß gegeben hat, daß die Mutter selbst

die Kinder ermordet habe, um deren Gut erben zu können.

Durch das Erlöschen des Züringischen Hauses (den 12. Februar 1218) war die Stadt Solothurn eine unmittelbare Reichsstadt geworden, die wie andere Städte ihre Rechte auszudehnen, ihre Freiheiten zu mehren, Landschaft, Twinge und Bänne zu erwerben und Herrschaftsbefitz zu vergrößern bestrebt war. Bei diesem natürlichen Selbstbehauptungs- und Selbstvergrößerungsstreben, in welchem die Stadt Bern mit löblichem Beispiel voranging, hatten die beiden Städte Bern und Solothurn so ziemlich gegen die gleichen Widersacher zu kämpfen. So war es gegeben, daß sie sich zu Schutz und Trutz verbanden und gegenseitig sogenannte „Burgrechte“ oder „Bürgerrechte“ eingingen, Bündnisse, in denen hauptsächlich festgesetzt war, daß jede Stadt die andere mit Leib und Blut beschirmen und ihr auf erstes Begehren Hilfe leisten wolle.

Als sich sein altes Verhältnis zu dem inzwischen habsburgisch gewordenen Freiburg löderte, fand Bern für diese Einbuße raschen Ersatz in Solothurn, dessen Geschichte sich seit dem zehnten Jahrhundert an das Chorherrenstift des heiligen Ursus anlehnte. Bern säumte nicht, am 25. April